

K.L. SLATER

SICHER  
BIST DU  
NIE

PSYCHOTHRILLER



ullstein

Es ist wirklich schade, dass ich gestern kein Foto von ihm gemacht habe, als er verletzt auf der Straße lag. Gut möglich, dass er mir deswegen Vorwürfe macht, wenn es ihm erst einmal besser geht.

Der heutige Tag ist nicht so gelaufen, wie ich es gehofft und auch erwartet habe.

Ich hatte mir vorgestellt, dass Liam, wenn ich ins Krankenhaus komme, bei Bewusstsein ist, aufrecht im Bett sitzt und mir bereitwillig Auskunft gibt, was die Polizei über die Frau, die ihn so rücksichtslos niedergemäht hat, zu sagen hatte.

Erneut betrachte ich das Foto, und mein Herz wird schwer. Er ist immer noch bewusstlos, wahrscheinlich wegen der Medikamente, die er bekommt.

Er weiß nicht einmal, dass es mich gibt.

Ich lausche dem Ticken der Uhr und Albert, der an der Wohnzimmertür kratzt, weil er wieder hereingelassen werden will.

Langsam bereue ich es, mich heute früh krankgemeldet zu haben. Was, wenn jemand anders meine Runde übernimmt und seine Sache besser macht als ich?

Ich hätte wirklich lieber zur Arbeit gehen sollen. Ich darf nicht riskieren, dass jemand hinter den wahren Grund kommt, weshalb ich es neuerdings schaffe, meine Zustelltour ohne Überstunden zu beenden.

Als ich von meinem Platz am Tisch aufstehe und in den Sessel wechsele, fällt mein Blick auf den fadenscheinigen Tweed an den Lehnen. Darauf haben jahrelang die Unterarme meiner Mutter gelegen.

Ich höre das unablässige leise Brummen des Kühlschranks, aber ansonsten ist es still im Haus. Die Luft ist dicht und schwer und scheint mich einzuhüllen wie ein Mantel aus unangenehmen Erinnerungen.

Als Kinder durften wie nie in Mutters Sessel sitzen. Wenn ihr Kissen auch nur um einen Zentimeter von der Stelle gerückt worden war, hat sie es sofort gemerkt. Es musste alles immer genauso sein, wie sie es hinterlassen hatte.

Ich schließe die Augen und spüre den rauen Stoff an der zarten, hellen Haut meiner Handgelenkinnenseiten.

Jetzt kann sie mich nicht mehr daran hindern, hier zu sitzen.

Niemand kann das.

# Viertes Kapitel

Joan Peat

Sie blieb immer so lange im Esszimmer, bis Anna zur Arbeit gefahren war.

Streng genommen wäre es nicht nötig gewesen, am Fenster zu sitzen und Ausschau zu halten. Es hätte ausgereicht, wenn sie lauschte.

Sie wohnten in einer kleinen, ruhigen Seitenstraße, in der nicht viel Verkehr herrschte, erst recht nicht frühmorgens, wenn Anna aufbrach.

An diesem Tag allerdings war Anna von ihrer üblichen Routine abgewichen. Sie war später als gewöhnlich losgefahren und lange vor Ende ihrer Schicht zurückgekommen. Und gerade eben hatte Joan schon wieder die hintere Tür zuschlagen hören – Anna hatte sich erneut auf den Weg gemacht.

Sie hatte ihren Wagen an der Straße vor dem Haus geparkt, und Joan konnte beobachten, wie sie zur Fahrertür ging. In den letzten zwei Jahren hatte sie noch mehr an Gewicht zugelegt und schien nur noch in ihrer Briefträger-Uniform oder in Jeans, Stiefeln und einem grauen Oversized-Sweatshirt herumzulaufen, in dem sie ziemlich ungepflegt aussah.

Joan hatte Anna kaum je mit Make-up gesehen, und zu allem Überfluss trug sie seit einigen Wochen immer häufiger eine sehr unvorteilhafte braune Baseballkappe, die ihren teigigen Teint und das leicht aufgedunsene Gesicht betonte.

Dennoch war Joan fest davon überzeugt, dass die Anna, die sie von früher kannte, noch irgendwo existierte. Sie versteckte sich nur, weil sie Angst hatte herauszukommen. Joan hoffte, dass eines Tages wenigstens ein Fünkchen ihrer alten Lebenslust zurückkehren würde.

Sobald Anna weggefahren war, stemmte Joan sich aus dem Sessel hoch und schlurfte in die Küche, um sich eine Tasse Tee zu machen.

Sowohl Anna als auch ihre Pflegerin Linda lebten in dem Irrglauben, dass sich Joan nicht mehr aus eigener Kraft fortbewegen konnte. Trotzdem hatte Joan nicht das Gefühl, die beiden anzulügen; sie hatte ihnen lediglich nie die Wahrheit gesagt. Das war ein Unterschied.

Außerdem hatte sie tatsächlich oft Schwierigkeiten mit der Mobilität, und selbst an guten Tagen sprang sie nicht gerade wie ein olympischer Langstreckenläufer durchs Haus. Von daher war es ohnehin nur eine kleine Notlüge.

Für gewöhnlich kam sie ohne fremde Hilfe zurecht. An manchen Tagen schaffte sie es sogar bis nach oben in den ersten Stock, solange sie sich ihre Kräfte gut einteilte und auf der Treppe hin und wieder eine Verschnaufpause einlegte.

Aber es war so schön, regelmäßige Besuche von Anna und Linda zu haben. Und wenn die beiden gewusst hätten, dass Joan auch gut ohne sie zurechtkam, wären sie vermutlich nicht mehr so oft vorbeigekommen, und das wäre jammerschade gewesen.

Es war geradezu verblüffend einfach, andere Menschen zu täuschen – selbst die Gemeindeschwester Jasminda, die alle zwei Monate kam, um einen Blick auf Joans geschwollene, von Geschwüren geplagte Beine zu werfen. Sie alle waren Joan gegenüber vollkommen vertrauensselig und glaubten, was immer sie ihnen sagte. Denn warum hätte die alte Joan sie auch hinters Licht führen sollen?

Nun, aus Einsamkeit.

Joan fand, dass dieses Wort oft viel zu leichtfertig benutzt wurde: Einsamkeit. Es wurde von Menschen in den Mund genommen, die in Wahrheit keinen blassen Schimmer von der erdrückenden Stille hatten, die einen vom Moment des Aufwachens an umgab. Von Menschen, die sich nicht einmal ansatzweise vorstellen konnten, wie es war, wenn man das Radio im Nebenzimmer einschalten musste, um so zu tun, als wären Freunde oder Verwandte zu Besuch.

Aber immerhin hatte sie Anna und Linda, zwei echte, lebendige Menschen, mit denen sie sich an den meisten Tagen unterhalten konnte. Das machte ihr das Leben etwas leichter und half ihr durch jede lange Woche, einen Tag nach dem anderen.

Alle Menschen, die sie regelmäßig besuchten, taten dies ausschließlich unter der Annahme, dass sie allein nicht zurechtkam. Und in gewisser Weise hatten sie damit ja recht.

Sie kam wirklich nicht allein zurecht.

Joan konnte sich glücklich schätzen, so fürsorgliche Menschen um sich zu haben.

Aber schließlich hatte sie in der Vergangenheit auch immer versucht, ihren Mitmenschen zu helfen. Sie hatte getan, was sie konnte, um anderen wenigstens einen Teil ihrer Last abzunehmen.

Anna, zum Beispiel.

Sie waren seit fast dreißig Jahren Nachbarn, und Joan hatte Anna, als sie damals aus der Klinik gekommen war, bis zu ihrem achtzehnten Geburtstag zu sich in Pflege genommen.

Außer ihr hatte Anna niemanden mehr gehabt.

Ja, mit Joans Beinen mochte es nicht mehr weit her sein, aber sowohl ihr Erinnerungsvermögen als auch ihr Gehör funktionierten immer noch einwandfrei, selbst wenn sie schon weit über siebzig war.

Unglückseligerweise bedeutete das auch, dass sie sich noch an sämtliche Einzelheiten dessen erinnern konnte, was vor dreizehn Jahren nebenan geschehen war.

Eine grauenhafte Geschichte.

Genauso klar und deutlich erinnerte sie sich an den Tag, als die Clarkes nebenan eingezogen waren.

Es hatte über Nacht geschneit, und an dem Morgen, als Monica und Jack Clarke mit ihrer kleinen Tochter Anna ankamen, lag alles unter einer dünnen Schneedecke begraben.

Joan und ihrem Mann Arthur war zu Ohren gekommen, dass Jack Clarke in der Zeche in Annesley gearbeitet hatte, bis er bei der Arbeit in eine Maschine geraten war und einen Arm verloren hatte.

Von der Entschädigung hatten sich die Clarkes das kleine Reihenhaus neben ihrem gekauft. Sie wollten näher am Stadtzentrum wohnen, offenbar damit Monica sich irgendwo eine Teilzeitstelle suchen konnte.

Damals hatte Arthur noch gelebt. Fit wie ein Turnschuh war er gewesen, jeden Tag hatte er die fünfzehn Meilen zur Fabrik und zurück mit dem Fahrrad zurückgelegt.

Zwei Jahre später war er an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Zwischen der Diagnose und seinem Tod hatten gerade einmal sechs Wochen gelegen.

Joan stellte Tasse und Untertasse behutsam auf den Beistelltisch und blickte nach draußen auf die Straße.

Monica Clarke war von Anfang an hochnäsiger und unfreundlicher gewesen, auch wenn Joan sich beim besten Willen nicht erklären konnte, woher sie ihre Allüren und ihr arrogantes Getue nahm.

»Eine unechte Blondine mit schlechten Manieren und zu tiefem Ausschnitt«, so hatte Arthur sie beschrieben, als sie aus dem Umzugswagen gestiegen war, den Jack gemietet hatte.

Genau hier an diesem Fenster hatten sie gestanden und den Neuankömmlingen zugewinkt. Monica hatte sie keines Blickes gewürdigt. Arthur war schon immer ein ausgezeichneter Menschenkenner gewesen.

Die kleine Anna hingegen hatte sich umgedreht und ihnen ein strahlendes Lächeln geschenkt.

Ein süßes kleines Ding war sie gewesen. Blonde Locken und blaue Augen, wie eine Porzellanpuppe.

Joans und Arthurs Tochter Janet-Mae studierte zu der Zeit an der Universität in Manchester Betriebswirtschaft. Sie kam nach Hause, wann immer sie es einrichten konnte, aber sehr oft war das nicht.

Als Joan die kleine Anna zum ersten Mal sah, quoll ihr Herz schier über vor Erinnerungen an die Zeit, als Janet-Mae noch klein gewesen war und sie gebraucht hatte. Das war viel zu lange her.

Jetzt starrte Joan auf die Stelle, wo die Clarkes vor all den Jahren ihren Umzugswagen geparkt hatten. In der Nacht hatte es geregnet, und im Rinnstein stauten sich Klumpen aus Schlamm, Laub und Schotter, die wie Tumore am Bordstein klebten.

Sie wandte den Blick ab und dachte daran, wie Anna auf dem Rasen vor dem Haus gestanden und ihnen gewinkt hatte, bis Monica herauskam, sie am Arm packte und grob mit sich fortzog.

Natürlich dauerte es nicht lange, bis sie von Monicas Faible für Alkohol und fremde Männer erfuhren.

Als regelmäßige Kirchgängerin versuchte Joan, sich nicht am Getuschel der Nachbarn über Monicas ausschweifenden Lebensstil zu beteiligen, wenn sie mal wieder über den Gartenzaun oder im Laden an der Ecke hinter vorgehaltener Hand Gerüchte austauschten. Aber einfach war das nicht.

Vom Fenster im ersten Stock aus sah Joan mehr als einmal, wie Monica spätabends in den Armen eines Mannes lag, der nicht ihr Ehemann war. Vermutlich der Ehemann einer anderen Frau.

Die Clarkes wohnten kaum ein Jahr nebenan, als Monica mit Daniel schwanger wurde.